

Walter  
Sparn

## Zwischen Reformstau und Desinteresse

Veränderungen im Theologiestudium und  
ihre Bedeutung für den kirchlichen Dienst in  
Deutschland<sup>1</sup>

### 1. Die Beobachtersituation

Im Folgenden versuche ich, die aktuelle Lage der evangelischen Theologie in Deutschland im Blick auf die Frage zu beschreiben und zu bewerten, ob und inwiefern das gegenwärtige akademische Studium dieses Faches (noch) im Interesse der evangelischen Kirchen und ihrer Leitungen ist oder nicht. Eine solche Beschreibung muss notgedrungen pauschalisieren, und sie ist in hohem Maße *subjektiv*, und zwar leider über das grundsätzlich unvermeidliche Maß hinaus. Denn es gibt m. W. keine kontinuierliche und für Deutschland repräsentative Wahrnehmung der neueren Entwicklung, weder im Blick auf ihre institutionellen noch auf ihre personellen Aspekte.

Es gibt immerhin in jeder deutschen Landeskirche regelmäßige Gesprächskontakte zwischen Kirchenleitungen und theologischen Fakultäten bzw. kirchlichen Hochschulen. Die Kirchenleitungen haben, in unterschiedlichem Umfang und in verschiedener Intensität, auch Kontakt mit den Theologiestudierenden, die ihrerseits locker in landeskirchlichen Konventen organisiert sind und in Kontakt mit dem jeweiligen Prüfungsamt oder auch mit der Synode stehen. Es existiert eine „Gemischte Kommission“, die von allen

---

<sup>1</sup> Dieser Vortrag wurde auf den Theologischen Tagen des Martin-Luther-Bundes in Seetvetal am 25. 1. 2010 gehalten, die unter dem Thema „Studium der Theologie – im Interesse der Kirchen(leitungen)?“ standen.

Fakultäten und den Kirchenämtern beschickt wird und gemeinsame Empfehlungen für die Organisation des Theologiestudiums und für die jeweils nötigen Verhandlungen mit den für Hochschulen zuständigen staatlichen Stellen erarbeitet. Diese Kommission hat z. B. festgestellt, dass ein reguläres Pfarramtsstudium die Kenntnis der drei alten Sprachen Hebräisch, Griechisch, Latein einschließt und daher mehr als die üblichen 8+1 Semester (vier Studienjahre) umfasst. Das ist ebenso wichtig wie vor einiger Zeit die Forderung dieser Kommission, dass die fünf so genannten „klassischen“ Disziplinen der Theologie (Altes Testament, Neues Testament, Kirchengeschichte, Systematische Theologie, Praktische Theologie) in jeder Fakultät mit zwei voll ausgestatteten Lehrstühlen vertreten sein müssen. Diese Forderung ist in der Tat fast überall verwirklicht; die jüngste Novellierung des Staatskirchenvertrages in Bayern beispielsweise schreibt das ausdrücklich fest – allerdings um den Preis, dass theologische Lehrstühle außerhalb von Theologischen Fakultäten eingezogen wurden.

So kann ich auf juristische, konzeptionelle und natürlich auf *quantitative* Daten, z. B. auf die Studierendenstatistiken, zurückgreifen, nicht aber auf *qualitative Daten*. Es gibt m. W. keine empirischen Untersuchungen über die psychische, soziale und religiöse Befindlichkeit von Theologiestudierenden und ihr Verhältnis zu den Kirchen; das Sozialwissenschaftliche Institut der EKD, das ich um Auskunft gebeten habe, hat solche Untersuchungen auch nicht durchgeführt. So bin ich auf eher zufällige, mit mehr oder weniger Kolleginnen und Kollegen geteilte Informationen, Gespräche und Eindrücke angewiesen. Immerhin erstrecken sich meine eigenen Erfahrungen über fast fünfzig Jahre, meine Studienzeit seit WS 1961/1962 einbezogen, und sie wurden an vielen Orten gemacht: Tübinger Stift, Bonn, Göttingen, Bayreuth, Erlangen, Großbritannien, Tschechien, Skandinavien, Südafrika, Tansania und USA.

## 2. Die Theologiestudierenden

Vor dem Hintergrund einer hohen institutionellen Stabilität sowohl auf Seiten des Staates als auch der Kirchen haben sich in den letzten Jahrzehnten, im Kontext der Bildungsreformen seit den sechziger Jahren, große Veränderungen vollzogen. Die *Zahl* der Theologiestudierenden erhöhte sich bis in die Mitte der achtziger Jahre im nationalen Durchschnitt – im damaligen Westdeutschland – mindestens auf das Fünffache (viele Theologen wechselten allerdings in andere Fächer, v. a. in die Soziologie, Politologie,

Psychologie). Nicht anders als die Universitäten im Ganzen wurden auch die (westdeutschen) theologischen Fakultäten seit den sechziger Jahren erweitert, durchschnittlich wohl auf das Doppelte an Personal und Sachmitteln; die „klassischen“ Fächer wurden durch Lehrstühle (C 4) und Dozenturen (C 3) verstärkt (in Erlangen auf insgesamt fünf Professuren für Systematische Theologie, d. h. für Dogmatik, Ethik und Reformierte Theologie); auch neue Fächer wurden ausdifferenziert (in Erlangen waren das Religions- und Missionswissenschaft, Ostkirchenkunde, Christliche Archäologie, Christliche Publizistik). An den Universitäten und Fachhochschulen ohne Theologische Fakultät wurden ebenfalls zusätzlich oder ganz neu Professuren für die Ausbildung von Schullehrern und Sozialarbeitern eingerichtet (z. B. drei theologische, dazu zwei religionswissenschaftliche Lehrstühle in Bayreuth).

Seit Mitte der achtziger Jahre fiel die Zahl der Theologiestudierenden dann sehr stark ab und erreichte um 2003 einen Tiefpunkt, der die Fakultäten weit unter die „Auslastungsquote“ (ein neues Maß der hochschulpolitischen Bewertungskategorien) drückte. Aufgrund dessen, aber auch aufgrund der politisch gewollten Sparmaßnahmen nach der Wiedervereinigung, wurde seit den neunziger Jahren die Zahl der fakultären Lehrstühle reduziert, die der außerfakultären erst recht, die C 3-Dozenturen wurden abgeschafft; die Kirchlichen Hochschulen in der früheren DDR wurden geschlossen (im Westen blieben Bethel/Wuppertal und Neuendettelsau). Doch ist die so genannte „Betreuungsrelation“ in der Theologie immer noch deutlich besser als in anderen Fächern, vor allem in den Fächern der „Philosophischen“ oder „Kulturwissenschaftlichen“ Fakultäten: In der Theologie kommen auf einen Dozenten zwischen 12 und 20 Studierende. Seit etwa sieben Jahren nimmt die Zahl der Theologiestudierenden wieder leicht zu und pendelt sich wohl auf den Personalbedarf der Landeskirchen und der Bundesländer ein, die ja Monopolarbeitgeber sind. Die Frequenz der Fakultäten ist sehr unterschiedlich, die Zahl der Studierenden kann 150, aber auch 1000 betragen, ohne dass man alle Ursachen dafür benennen oder die wahrscheinlichen Ursachen verlässlich gewichten könnte. Dabei spielen, anders als früher, „Schulhäupter“ keine Rolle mehr.

Eine der klar benennbaren Veränderungen bei den Theologiestudierenden stellt die Steigerung des Anteils der *Frauen* dar; aus maximal 10 % um 1960 sind jetzt über 50 % geworden. Ebenfalls benennbar ist die Steigerung des Anteils derer, die auf ein Lehramt hin studieren, gegenüber den Studierenden fürs Pfarramt, die jetzt weniger als 50 % betragen. Eine wichtige, erst anlaufende Veränderung ist die Entstehung einer dritten Säule (neben dem Pfarramts- und dem Lehramtsstudium): die mit der Theologie oder Teilen davon zusammenhängenden, aber nicht auf das kirchliche oder staatliche

Examen führenden Studien z. B. der Religionswissenschaft, der Publizistik, der Archäologie oder anderer *religious* oder *cultural studies*. Die Studierenden anderer Berufspläne leben und denken oft in nur lockerem Zusammenhang mit der (für kirchliche und staatliche Berufe ausbildenden) Theologie; sie nehmen nicht an den (sonst verpflichtenden) Einführungsveranstaltungen teil, und nur selten tauchen sie in der allgemeinen Studienberatung auf.

Ob die anderen beiden Gruppen homogener sind, lässt sich nur schwer sagen, ebenso, wie sich die seit einer Generation in unserer Gesellschaft laufenden religiösen, sozialen und intellektuellen Veränderungen bei den Theologiestudierenden niederschlagen. Auch über die *finanziellen* Umstände (zumal jetzt, nachdem in den meisten Bundesländern Studiengebühren eingeführt worden sind, meist 500 Euro pro Semester) weiß man nichts Präzises; es scheint, dass weniger bezahlte Nebenarbeit nötig ist als in anderen Disziplinen (aber für etwa ein Drittel ist sie nötig oder doch nützlich). Das hängt wohl auch mit der sozialen Herkunft der allermeisten aus der Region (Familienanschluss) bzw. aus der ökonomischen Mittelschicht und dem sozial sensiblen bürgerlichen Milieu zusammen. Die starke regionale Bindung der meisten Pfarramts- und Lehramtsstudierenden trägt ebenfalls zur Stabilität bei; die Mobilität hat vermutlich abgenommen. Immerhin setzt sich eine gewisse Zahl auch internationalen und interkulturellen Erfahrungen durch Erasmus-Programme, universitäre Partnerschaften oder kirchliche Partnerschaften mit Kirchen in der Dritten Welt aus.

Im Blick auf das *intellektuelle Profil* lässt sich durchweg eine Verschiebung erkennen, die teils mit der Reform der gymnasialen Oberstufe seit den siebziger Jahren, teils mit den medialen Veränderungen seit den neunziger Jahren zu tun hat. Zum einen ist ganz klar, dass das Theologiestudium nicht mehr für die intellektuell und sprachlich Brillantesten interessant ist (mit Ausnahmen natürlich). Die Abiturnote der Theologiestudierenden hat sich in meiner Generation um mindestens (in meinem Erfahrungsbereich mehr als) einen Punkt abgesenkt; bei den (noch von der Schule initiierten) Bewerbungen um Stipendien sind so gut wie nie künftige Theologen dabei. Natürlich können auch junge Leute mit der Abiturnote „3“ gute Pfarrer werden, aber ihr intellektueller und wissenschaftlicher Anspruch tritt hinter anderen Ambitionen zurück. Das geht so weit, dass auch Theologen ernsthafte Probleme mit dem Deutschen und mit korrekter Orthografie haben – und das nicht für besonders problematisch halten. Apropos Theologen: Es wird ein *geschlechtsspezifisches* Leistungsgefälle erkennbar. Die weiblichen Lehramtsstudierenden sind längst nicht mehr „Schmalspurtheologen“, wie man dummerweise früher sagte, sondern sind oft leistungsbereiter und leistungstärker als die männlichen Pfarramtsstudierenden.

Das *religiöse Profil* der Theologiestudierenden der letzten Zeit kann ich mangels seriöser Untersuchungen nur sehr vage und subjektiv beschreiben. Zwei Aspekte scheinen mir deutlich: einmal die fast erstaunlich fraglose landeskirchliche Loyalität, zum anderen das relativ unangefochtene Verhältnis zur kulturellen Umwelt. Die existenzielle Arbeit hat sich von dogmatischen Orientierungsaufgaben (Entmythologisierungsdebatten etwa sind längst Vergangenheit!) zu ethischen Problemen, hier wiederum weniger die klassisch politischen als die sozialen und vor allem ökologischen verlagert. Wichtiger als früher ist die erkennbare Pflege der individuellen und frei sich vergemeinschaftenden Frömmigkeit geworden. Der Träger der religiösen Sozialisation, die zum Theologiestudium führt, scheint vor allem die singende und betende Jugendgruppe zu sein, weniger der Pfarrer und selten der Religionslehrer. Die Theologiestudierenden leiten sehr häufig eine solche Jugendgruppe in ihrem Heimatort, in dessen Dunstkreis sie also meist bleiben.

Auch kraft landeskirchlicher Zugehörigkeit, „lutherische“ Studierende definieren sich nur ganz selten über konfessionelle Parameter wie die Bekenntnisse, sie tun das vielmehr über ihre narrativ-erbauliche Bibel- und Jesusfrömmigkeit und über ihre (weniger traditionelle als reformerische) gottesdienstliche Aktivität. Das bedeutet in aller Regel große ökumenische Offenheit und religiöse Toleranz auch gegenüber nichtchristlichen Religionen, sofern sie überhaupt „Spiritualität“ verkörpern und affektiv überzeugend ausstrahlen. Auf der anderen Seite geraten Identitätsmarker wie der gemeinchristliche trinitarische Gottesglaube oder die reformatorische Verbindung von Frömmigkeit und verstehender Bildung in den Geruch, etwas Übertriebenes, Verkopftes oder Ausdruck von rechthaberischem Überlegenheitsdünkel zu sein; die normative Orientierung tendiert dagegen aber doch nicht selten biblizistisch.

### 3. Die Theologie

Es ist selbstredend völlig ausgeschlossen, dass ich Ihnen ein Gesamtbild auch nur der deutschsprachigen Theologie vor Augen führe, auch wenn die seit etwa zweihundert Jahren vergleichsweise stabile Organisation der Forschung und Lehre in sich selbst verwaltenden Fakultäten den Anschein eines wohlbestimmten und übersichtlichen Rahmens theologischer Arbeit erweckt.

Die *disziplinäre* Struktur der Theologie ist insofern nach wie vor wesentlich, als sich die davon abgeleiteten Prüfungs-, Promotions- und Habilitationsordnungen, aber auch die Praxis der Berufungen von Dozenten dar-

an orientieren. Das wird für den wissenschaftlichen Nachwuchs dann ein Problem, wenn sich die Forschung von solchen „Schubladen“ weg entwickelt hat – dies ist der Fall und ist eigentlich auch gewollt, denn ein wichtiges und erwiesenermaßen sinnvolles Ziel der neueren Wissenschaftsförderung ist das methodisch und thematisch *interdisziplinäre* Arbeiten. Auch in der Theologie ist die wissenschaftliche Entwicklung einerseits geprägt durch Differenzierung der traditionellen Perspektiven (z. B. Judentum und Hellenismus im Neuen Testament, Dogmatik und Ethik in der Systematischen Theologie, Gemeindepädagogik in der Praktischen Theologie). Andererseits organisiert sich die theologische Forschung jetzt fast durchweg in kooperativen und interdisziplinären (auch nichttheologische Fächer wie z. B. die Germanistik, Musik- oder Kunstgeschichte einbeziehenden) Projektgruppen. Auch werden solche Gruppen nicht nur von etablierten Professoren getragen, sondern zugleich auch von Nachwuchswissenschaftlern und fortgeschrittenen Studierenden, z. B. in (leider modisch so genannten) „Elite-Studiengängen“, in Graduiertenschulen (seit kurzem auch in Deutschland verpflichtend) oder den aus Drittmitteln finanzierten, äußerst effektiven Graduiertenkollegs. Die wirklich produktive theologische Forschung findet nur zum kleinen Teil am einzelnen Schreibtisch statt, sondern in Gestalt von Kooperation und Diskussion – und sie muss eigens, durch jeweils bei den forschungsfördernden Institutionen einzuwerbende „Drittmittel“ finanziert werden, was freilich sehr viel Energie erfordert.

Die traditionelle disziplinäre Struktur der evangelischen Theologie ist auch für diese selbst defizitär geworden. Denn die *Enzyklopädie*, wie sie sich seit der altprotestantischen Orthodoxie und dann im Neuprotestantismus herausgebildet hat, beansprucht kategoriale Voraussetzungen, die problematisch geworden sind. Das gilt vor allem für die Begriffe des theologischen „Systems“, des „Wesens“ von Theologie und des „organischen“ oder „funktionalen“ Zusammenhangs ihrer Elemente z. B. für den Zweck der „Kirchenleitung“, wie das D. E. F. Schleiermacher formuliert hat. Dies zu begründen war eine wichtige Aufgabe der Systematischen Theologie, die sich dabei philosophischer Kategorien bediente. Seit einiger Zeit ordnet sich aber keine theologische Disziplin dem theologischen „System“ oder, wie es heute heißt, der „*Fundamentaltheologie*“ der Systematischen Theologie ein und unter. Die wenigen aktuellen Versuche einer theologischen Enzyklopädie (auch im englischsprachigen und im römisch-katholischen Bereich sind es sehr wenige) sind theoretisch respektable Konstrukte mit vielen Postulaten und doch wenig Pragmatik und können die Einheit der real betriebenen Theologie nicht zureichend begründen. Das ist ungewohnt und verunsichert, ist aber kein ganz großes Unglück – christliche Theologie wurde viele

Jahrhunderte lang und wird auch heute in nichtwestlichen Kirchen in anderen Horizonten als einem wissenschaftstheoretischen getrieben. Wichtig ist es aber, unsere westliche Situation wahrzunehmen, um nicht weiter an religiöser und kultureller Nutzbarkeit zu verlieren.

Ein wesentlicher Aspekt des beschriebenen Defizits ist der Verlust eines in der Neuzeit überaus starken theoretischen Paradigmas, der *Hermeneutik*. Natürlich gibt es nach wie vor keine christliche Theologie ohne irgendeine Form der Hermeneutik im Sinne des methodisch ausgewiesenen Verstehens überlieferter, sprachlich und kulturell fremder Texte; dies so gut ausgebildet zu haben, ist ein Ruhmesblatt evangelischer Theologie und gehört weiterhin zu ihren spezifischen Existenzbedingungen. Für ihre Zukunft sehr wichtig ist es aber, produktiv damit umzugehen, dass sich in den letzten Jahrzehnten die Hauptrichtung der schulischen und geisteswissenschaftlichen Bildung vom *historisch-hermeneutischen* Typus, mit dem die evangelische Theologie besonders eng liiert war und ist, wegbewegt hat hin zum *analytisch-kombinatorischen* Typ des Erwerbs von Wissen und Können. Neugiermotiviertes Lesen und verstehende Aneignung treten deutlich zurück hinter schlagwortgeleitetem Finden und verwertbarem Kompilieren. Das Internet, das alles überhaupt Wissbare zum Herunterladen bereitzuhalten scheint, hat diese Verschiebung massiv verstärkt. Nicht zufällig sind die Präsenzbibliotheken, auch wenn sie (wie meist) sehr gut sind, überaus schwach besetzt.

Das in allen Geisteswissenschaften lange Zeit leitende hermeneutische Paradigma im Sinne eines Grundmusters nicht nur des Verstehens von Texten, sondern von ganzen Kulturen und zwischen Kulturen ist wegen seiner „essentialistischen“ (theoretisch idealistischen, praktisch imperialen) Voraussetzungen seit einer Generation in Misskredit gekommen; dafür ist „Postmoderne“ übrigens ein viel zu allgemeiner und auch irreführender Begriff. Die evangelische Theologie täte sich einen ganz schlechten Dienst, wenn sie versuchen würde, ihrerseits wieder eine metaphysische Basis ihrer Wissenschaftlichkeit bereitzustellen (das römische Lehramt allerdings versucht genau dies, doch mit fatalen theologischen Folgen). Trotzdem ist es problematisch, dass die Philosophie, früher wesentlich für die Artikulation des theologischen Selbstverständnisses, für die meisten Theologen kein Gesprächspartner mehr ist; das „*Philosophicum*“ ist zwar noch eine Prüfung, die Theologiestudierende vor dem Examen ablegen müssen, aber es wird auch von den Fakultäten ziemlich desinteressiert behandelt. An die Stelle der klassisch-modernen, idealistischen Hermeneutik sind andere Muster und Zugänge zu den Themen der Theologie und überhaupt zur *Kulturhermeneutik* getreten: sozialwissenschaftliche, psychologische, semiotische, phänomenologische, auch diskursanalytische. Ihren Wert für die Theologie kann ich hier

nicht diskutieren; wichtig ist aber die Einsicht, dass ein Theologe, wenn er sich nicht wieder in bloß postulatorischer Theorie verschanzen will, nicht nur mit einem einzigen, alles einheitlich erfassenden Paradigma arbeiten kann, sondern mit mehreren Modellen und Mustern theologischen Wissenserwerbs arbeiten muss – alles andere wäre schlechte Simplifizierung zum Schaden der Theologie. Diese *Pluralität* der Perspektiven ist für eine lutherische Theologie auch theologisch zu bevorzugen – gegenüber systematischem Monismus, in dem jede mögliche religiöse Erfahrung und Frage immer schon beantwortet ist (das genau zu begründen, wäre ein eigenes Thema).

Dies schließt nicht aus, sondern umso mehr ein, dass sich die Theologinnen und Theologen neu darüber verständigen müssen, auf welcher Ebene ihres Denkens und Kommunizierens sie in allen ihren spannungsvollen Verschiedenheiten doch *eine* „Theologie“ betreiben. Tun sie das nicht (oder beruhigen sie sich bei der viel zu vagen Behauptung, sie betrieben „kirchliche“ Theologie), dann wird der aktuelle Missstand nicht behoben, dass die Disziplinen sich nur sehr schlecht gegenseitig zur Kenntnis nehmen und sich nicht gegenseitig ernstgenommen fühlen. Die aktuelle Folge davon scheint mir, dass *drei* Theologien nebeneinanderher leben: die Exegetische und Historische Theologie, die in sich eine Systematische und eine Praktische Theologie entwickelt; die Systematische Theologie, die eine eigene Geschichtsschreibung pflegt und einen eigenen Praxisbezug behauptet; die Praktische Theologie, die davon gar nichts hält und ihrerseits eine eigene Sicht der Geschichte und insbesondere eine eigene Dogmatik und Ethik entwickelt. Diese defizitäre Lage wird dadurch noch verschärft, dass es außerhalb der Fakultäten Theologien durchaus anderen methodischen und dogmatischen Zuschnitts gibt, so zum Beispiel in den sozial-ethisch fokussierten evangelischen Fachhochschulen, aber auch in so genannten „Freien theologischen Hochschulen“ (Basel, Friedenau, Krelingen).

#### 4. Theologischer Unterricht

Die traditionelle disziplinäre Struktur der Theologie wird in allerjüngster Zeit freilich erneut beansprucht, nämlich durch massive Veränderungen in der akademischen *Didaktik*. Massiv sage ich, weil ich selbst das Theologiestudium völlig unreguliert absolviert habe, auch ohne Studienberatung – man musste nur das Abschlussexamen bestehen ... In den achtziger Jahren wurde die Studienberatung und ein Einführungsseminar zu Beginn des Studiums, dann ein Studiengespräch in der Mitte des Studiums verpflichtend gemacht;

letzteres wurde bald eine reguläre Zwischenprüfung. Das enzyklopädisch angelegte Einführungsseminar sollte die Verbindung des Studiums mit der persönlichen Motivation und mit der Praxis in Kirche und Schule knüpfen. Das gelang nur sehr begrenzt, weil der angestrebte Überblick über die theologische Arbeit unter den eben beschriebenen Bedingungen gar nicht möglich war, vielmehr die vielen und disparaten Themen bloß addiert und die Studierenden auf diese Weise überfordert wurden.

Die aktuelle Situation ist das Ergebnis des so genannten Bologna-Prozesses, in dem eine politische top-down-Strategie das deutsche, wenigstens in den Geisteswissenschaften im Sinne Humboldts nur an den Rändern regulierte Studiensystem auf *Bachelor- und Master-Studiengänge* umstellte und das Abschlussexamen durch durchgehend studienbegleitende Prüfungen ersetzt hat. Sinn und Unsinn dieses Unternehmens kann ich hier nicht diskutieren, brauche es auch nicht, insofern sich alle drei früher so genannten „Oberen Fakultäten“ (Theologie, Jurisprudenz, Medizin) geweigert haben, ihr bisheriges Studium auf einen angeblich berufsqualifizierenden Bachelor-Studiengang zu reduzieren. Auch die Kirchen widerstanden der Versuchung, einen Bachelor für eine Art *clerus minor* einzurichten (ich sage Versuchung, weil die Zahl der akademisch voll ausgebildeten Pfarrerinnen und Pfarrer in Zukunft kleiner werden muss, weil diese nicht bezahlt werden können).

Dennoch hat „Bologna“ auch für die Theologen zwei weitreichende Folgen. Die eine ist die durchgehende *Modularisierung* mit studienbegleitenden Prüfungen (es gibt aber noch eine Abschlussprüfung), die eine bloß *kombinatorische* Anhäufung von Wissen begünstigt und zugleich einen viel höheren Grad an *Kanonisierung* des theologischen Wissens etabliert. Das hat auch Vorzüge: Man kann die Studierenden auf diese Weise zwingen, z. B. auch einmal einen Augustin-Text zu lesen (was sie sonst möglichst vermeiden). Dem stehen aber viele Nachteile gegenüber. Man bekommt beispielsweise eine Übung über die lutherischen Bekenntnisschriften nur schwer in ein Modul hinein – und ohne dieses besucht sie niemand, weil den Gesetzen „Bolognas“ entsprechend alle Studierenden fast nur das tun, was optimale Prüfungen verspricht. Für durchschnittliche Studierende verschiebt sich das Ziel der breiten theologischen Bildung und eines (fast) zweckfreien religionskulturellen Gedächtnisses auf die Ausbildung von bestimmten, von späteren Arbeitgebern gewünschten Kompetenzen. Die neue Didaktik und ihre Medien, die auch große Vorzüge haben können, sind auf diesbezügliche Effizienz eingestellt (z. B. wenn eine Powerpoint-Präsentation das Mit- und Nachdenken fast ausschließt).

Die andere Folge „Bolognas“ geht jedoch in die entgegengesetzte Richtung: Für die sehr interessierten und sehr gescheiterten Studierenden sind jetzt

Master-Studiengänge oder, schon erwähnt, „Elite-Studiengänge“ eingerichtet, in denen komplexe Probleme auf sehr hohem wissenschaftlichen Niveau und unter Beteiligung der beteiligten Disziplinen und unter äußerst aktiver Mitarbeit der Studierenden bearbeitet werden. Bis hin zur optimalen Betreuungsrelation von z. B. 1:7 und zur tatsächlich intensiven Betreuung ist dieser Aufbau von Orientierungs- und Urteilsfähigkeit genau das, was Humboldt vorschwebte. Themen solcher echten „Seminare“, in denen Lösungen nicht schon vorgegeben, sondern aufgrund präzisierter Fragestellungen erarbeitet werden, sind z. B. „Schuld und Sühne“ oder „Ethik der Textkulturen“; leider kann ich das jetzt nicht näher beschreiben.

Nicht vergessen darf ich jedoch, dass die evangelischen Kirchen der Bundesrepublik ein Begabtenförderungswerk finanzieren (stark unterstützt vom Staat), das evangelische Studierende in ihrem wissenschaftlichen und sozialen Vermögen fördert, nicht nur finanziell, sondern auch durch interdisziplinäre Fortbildung: das Evangelische Studienwerk Villigst. Dieses Werk unterstützt natürlich nicht nur Theologen, sondern Studierende aller Disziplinen, Studierende, die für Bildung im evangelischen Sinne stehen, einschließlich politischer und sozialer Verantwortlichkeit. Als einziges der deutschen Förderungswerke hat es überdies ein Programm für osteuropäische Studierende aufgelegt und trägt besonders zur interkulturellen und interreligiösen Kenntnis und Verständigung bei.

## 5. Kirchenleitungen und akademische Theologie

Man kann wohl sagen, dass die deutschen Landeskirchen auf alle diese Entwicklungen auf der Ebene der theologiepolitischen Grundsätze sehr verlässlich reagieren. Der reformatorischen Verknüpfung von Bildung und Frömmigkeit (*eruditio et pietas*) entsprechend, haben sie viele Versuche verhindert, die akademische Theologie, statt sie als die Reflexionsform des christlichen Glaubens zu pflegen, zur unkritischen Glaubens- oder Kirchenlehre zu depotenzieren und aus der Universität auszugliedern; auch von den Kirchlichen Hochschulen wird nicht erwartet, eine „kirchennähere“ Theologie zu verkörpern, sondern auf der Höhe der Zeit und auf Augenhöhe mit den Gebildeten kritisch und selbstkritisch wissenschaftliche Theologie zu treiben. So haben in Ländern, in denen Staat und Kirche wohlwollend kooperieren, die Einspar-Diktate und die Mahnungen der Rechnungshöfe (wegen „mangelnder Auslastung“) die theologischen Fakultäten verhältnismäßig milde getroffen. Aus meinem Erfahrungsbereich kann ich das auch im Blick

auf die Zustimmung der Kirchenleitung zur administrativen Eingliederung der Theologischen Fakultät in eine (alle Kulturwissenschaften umfassende) „Philosophische Fakultät“ bestätigen: Der *theologische* Charakter des Departments Theologie in Erlangen ist staatskirchenvertraglich bekräftigt und in seinem personellen Bestand sogar besser gesichert worden, als das bisher der Fall war. Zugleich legt diese Kirchenleitung – auch unabhängig von diesem Vorgang – die *Bekennnisbindung* der Professoren weniger eng aus; zwar sind die meisten unter ihnen ordinierte evangelisch-lutherische Pfarrer, aber es gibt auch Armenier und Baptisten.

Die Probleme liegen woanders, nämlich darin, dass die Kirchenleitung die Fakultäten zwar als Ausbildungsinstitutionen beansprucht und pflegt, weniger oder gar nicht jedoch als Institutionen *theologischer Orientierung* für die Kirche und für die *Kirchenleitung*. Das tritt etwa darin zutage, dass die Fakultäten mancherorts nicht um Gutachten zu theologischen Entscheidungen gefragt werden, mit der Begründung, dass sie unterschiedlich votieren oder die kirchenpolitischen Ziele der Kirchenleitung möglicherweise gerade nicht unterstützen könnten. Ziemlich krass wurde die Diskrepanz zwischen den (in diesem Fall ökumenischen) Zielsetzungen von Bischöfen und den Begründungsansprüchen der akademischen Theologie bei der „Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre“ von 1999. Aber auch abgesehen davon haben sich in den Landeskirchenämtern seit einiger Zeit quasi theologische Agenturen gebildet, die man, etwas unfreundlich, als „*Stabs-theologie*“ der Kirchenleitungen und der von ihnen besetzten Gremien bezeichnen kann, die jedenfalls kaum mit theologischen Fakultäten rückgekoppelt sind. Manche kirchenleitenden Gremien scheinen die theologischen Fakultäten als praxisferne, rechthaberische Störenfriede auf Distanz halten zu wollen. Und es gibt ja auch Professoren, die nur ein sehr kühles Verhältnis zur Landeskirche ihrer Fakultät haben ...

Etwas anders liegen die Dinge im Verhältnis zwischen den Kirchenleitungen und den Theologiestudierenden. Seitdem eine kirchliche Karriere bzw. die Vorbereitung darauf in der Regel nicht mehr als intellektuell attraktiv gilt und nachdem die Gewissheit einer Aufnahme in den Kirchendienst durch die (aktuellen, aber auch langfristig demographisch bedingten) finanziellen Entwicklungen großen Zweifeln ausgesetzt wird, sehen sich die Kirchenleitungen sogar auf EKD-Ebene genötigt, aktiv für den Pfarrberuf zu *werben*; dabei wird der kulturwissenschaftliche Charakter des dazu befähigenden Theologiestudiums eher abgeblendet. Es gibt dann eine Tendenz der engeren Bindung der Pfarramtsstudierenden an die jeweilige Landeskirche. Während diese Beziehung früher eher formal war und sich auf die Pflicht zu Gemeinde- und Industriepraktika beschränkte, greift jetzt die *Per-*

*sonalführung* schon ins Studium ein. Außer der Beratungstätigkeit der Fakultäten, die ja auch existenzielle Probleme ernst nimmt, und der Teilnahme an den Hochschulgemeinden bietet etwa die ELKB (Evang.-Luth. Kirche in Bayern) eine gut ausgestattete spirituelle „Begleitung Theologiestudierender“ an. Besonders heikel ist der Vorbehalt der Kirchenleitungen, die Kandidatinnen und Kandidaten trotz Bestehens des Theologischen Examens (das rechtlich ja von ihnen, nicht etwa von den Fakultäten verantwortet wird!) noch einem zusätzlichen Assessment zu unterwerfen (dessen Parameter nicht theologisch evaluiert werden). Man darf gespannt sein, welche Relativierung des Studiums, nach derjenigen durch manche Predigerseminare, der Ausbau dieses kirchenleitenden Instrumentes mit sich bringen wird.

Es wäre nun unfair, wenn ich mich gegenüber den Theologischen Fakultäten weniger kritisch äußerte als gegenüber Kirchenleitungen, denn auch im Blick auf die Studierenden sind erhebliche Defizite auch der akademischen Theologie zu konstatieren. Ich möchte drei hier gestellte Aufgaben abschließend benennen. Sie laufen alle auch darauf hinaus, dass sich die Theologischen Fakultäten aktiv in die Debatten um die anstehenden, vielleicht sehr tief gehenden Kirchenreformen und die diffusen Diskussionen über das zukünftige Pfarrerbild einbringen sollten.

Eine erste Aufgabe betrifft die Veränderungen der *persönlichen Frömmigkeit*: Nach meiner Beobachtung ist die Spiritualität der Theologiestudierenden meist kaum weniger subjektivistisch und synkretistisch als die ihrer Altersgenossen – das relative Recht dieser Individualisierung nicht theologisch zu artikulieren und zur Geltung zu bringen, führt zu einer bloß äußerlichen Akzeptanz der institutionellen Objektivität (z. B. des trinitarischen Dogmas, der Confessio Augustana, der Liturgie usw.) und kann in Konfrontation mit der realen Spiritualität in der Gemeinde (und erst recht in der Gesellschaft) umkippen in neuerlichen *Modernismus*, der dann die „toten“ oder „destruktiven“ Dogmen abschaffen will oder außer Gebrauch setzt.

Eine zweite Aufgabe betrifft die religiösen Veränderungen in den Gemeinden der künftigen Pfarrer und Pfarrerinnen: Die *religiöse Pluralisierung* in liberalen und säkularen Gesellschaften wirkt sich auch innerhalb der Kirchen aus, von der akzeptierten Vielfalt der Frömmigkeitsstile über die faktische Ökumene-Praxis an der Basis bis hin zur Akzeptanz esoterischer und fremdreligiöser Elemente auch in der stark kirchenverbundenen Frömmigkeit – wenn die theologische Ausbildung nicht dazu instandsetzt, religiöse Innovationen und traditionale Normativität produktiv in Beziehung zu setzen, wird die *Leitungsfähigkeit* des ordinierten Amtes sehr schnell absinken.

Eine dritte Aufgabe betrifft die religionskulturelle Situation der künftigen Pfarrer und Pfarrerinnen: Weil die Symmetrie von Religion und Gesellschaft

in Europa wohl endgültig Vergangenheit ist (sofern wir nicht muslimisch werden), kommt viel darauf an, den christlichen Glauben als ein spezifisches *kulturelles* Phänomen, vergleichbar anderen Religionen (und daher friedlich mit ihnen koexistierend), sowohl verständlich zu machen als auch in seiner *autonomen* Logik zu unterscheiden. Dafür genügt es nicht (mehr), in der einen Hand die Bibel und in der anderen die Zeitung zu halten – diese vielsprachige Zeitung muss man auch lesen können. Die seit einiger Zeit eingeführte Verpflichtung auf religionswissenschaftliche Wahrnehmungsfähigkeit hin muss daher ergänzt werden um die breite *kulturhermeneutische* Orientierungsfähigkeit.